

Konzept

Ich will in meinem Vortrag heute gerne verschiedene Themen ansprechen, die mir im Kontext der Tagung wichtig erscheinen, um einen Raum anzubieten, in dem sich das Oberthema ‚Grenzland Erwachsenwerden‘ entfalten kann.

Ich will zunächst etwas sagen über das Thema ‚Übergänge‘ – wie wir damit umgehen, welche verdrängte und welche tatsächliche Macht das Thema hat. Ich will dabei immer wieder versuchen, dieses Thema sowohl individuell und biographisch zu betrachten, aber eben auch kollektiv und kulturell. Denn das ist der größere ethische und soziale Wertehorizont, der die Umwelt für individuelle Übergänge öffnet oder verschließt. Da wird es dann auch um unseren Umgang mit Krisen gehen – der ja gerade in den Medien tagtäglich vorzelebriert wird.

Ich will in diesem Kontext etwas sagen über die Dynamik und den Aufbau von Übergängen in den Kulturen der Welt und was die Spezies Mensch daraus gelernt hat.

Aus diesem Kontext will ich ein paar grundsätzliche Sachen sagen über den in allen Kulturen vorfindbaren Ritualen zur kulturellen und therapeutischen Begleitung von biographischen Übergängen. Denn da verfügen wir möglicherweise über die älteste Tradition in der langen Geschichte der Spezies Mensch.

Sind diese Vorinformationen einmal verstanden, fällt auch die Rezeption dessen leichter, was hier in diesen Tagen besprochen und vorgestellt werden soll: Moderne Formen der Begleitung von Übergängen in der Natur in unterschiedlichen zeitlichen Formaten. Darauf will ich nur insofern eingehen, dass der gemeinsame

Rahmen deutlich wird – und aus welchem uralten Wissen er sich nährt und anbindet.

Im Mittelteil meines Vortrages will ich der Frage nachgehen: Warum eigentlich ‚Wildnis‘, warum ‚draußen‘, warum ‚Natur‘ als Arena für den Wandel. Denn wir sind hier ja auch Gast des Landesamtes für Umwelt, Naturschutz und Geologie. Und wir sind an einem Punkt, wo wir laut darüber nachdenken sollten, wie Natur den Menschen wandeln kann, anstatt nur noch Schutzreservate zu schaffen, um die Natur vor dem Menschen zu schützen. Vielmehr geht es um eine neue Verbindung, ein neues heiliges Band zwischen Mensch und Natur, um Räume für die Erkenntnis, dass der Mensch selbst Teil der Wildnis ist.

Da will ich einen Ausflug in die Kultur-Geschichte der Beziehung von Kultur und Natur, von Wildnis und Zivilisation wagen. Was haben wir eigentlich für Bilder im Kopf, wenn wir von ‚Wildnis‘ reden? Was ist daran Mythos, was ist es wirklich? Was ängstigt uns daran? Das bringt uns zu der Frage: Was ist mit der Wildnis in uns? Was ist wild an uns, will wild sein? Was ist passiert mit dieser inneren Wildnis, wenn wir die äußere Wildnis zerstört haben.

Und: wie gehen diese innere Wildnis und die äußere Wildnis in Resonanz, wenn Menschen sich tatsächlich in einem wilden Platz der Natur darauf einlassen.

Dies wider rum soll mich zum abschließenden Teil meines Vortrages bringen: Nämlich zu der Frage, was eine solche Natur- und Wildniserfahrung eigentlich mit uns macht? Welches Potential darin liegt, unsere Scheuklappen aufzubiegen, welche Macht, Weltbilder zu verändern – einfach nur, weil Mensch sich in Natur

selbst erlebt. Und ganz wichtig: Welche zutiefst ökologische Wirkung dieser Aufenthalt in der Wildnis hat. Denn niemand, der durch die Erfahrung ging, Natur zu sein, kann sie jemals wieder wirklich beherrschen, erniedrigen, sezieren, missbrauchen, zerstören und instrumentalisieren.

So viel zum Programm der nächsten Stunde:

Übergänge

Ein Blick aus dem Fenster zeigt uns: Wir haben es nicht leicht mit Übergängen. Winter ist Okay, Frühling ist okay, aber das, was uns als Mischmasch seit Wochen angeboten wird, ist nicht okay. Übergangszeiten haben keinen guten Ruf. Sie werden quasi ausgegrenzt aus unserer Wahrnehmung, wegrationalisiert, allenfalls als lästiges Übel ertragen. Aber kaum jemals willkommen heißen: „Oh, super! Du weißt nicht was Du willst? Bist weder Fisch noch Fleisch? Toll! Super kreatives Potential! “Nein, so ist es nicht!

Jugendliche sind – mehr als wahrscheinlich alle ihre Zeitgenossen – Menschen in Übergängen. Sie leben zwischen einem ‚Nicht-mehr‘ und einem ‚Noch-nicht‘. Sie sind der personifizierte Mischmasch, Mensch gewordenes Aprilwetter. Sie werden in diesem Kontext oft wie Aussätzige behandelt und verhalten sich dann auch so. Unsere Schulen und Institutionen versuchen ihren Bewegungen und Ausbruchsversuchen mit einer ‚Bewahrungs-Pädagogik‘ zu begegnen, anstatt sie mit einer ‚Bewährungspädagogik‘ in diesem Zustand willkommen zu heißen. Klassische Pädagogik ist da immer noch an dem Punkt, Jugendlichen zu begegnen als leeren Hülse oder als Mastgänse, die mit einem bestimmten Maß an Wissen und

Sozialisation zwangsernährt werden, um sie zu funktionierenden Mitgliedern eines industriellen Wachstums-Systems zu machen. Aber sie werden nicht als wunderschöne Pflanzen mit Wachstumshemmung begriffen, die orientierungslos nach Hilfe suchen, um ihre Schönheit und ihr Potential zu entfalten wie Blumen. Sie brauchen in solchen Wachstums- und Wandelphasen ‚Bewährung‘.

Der Übergang in der Jugend – um die es hier auf dieser Tagung vielleicht primär gehen wird – ist nur einer, wenn auch fundamentaler Übergang. In der Pubertät und danach ändert sich alles, was der junge Mensch bislang als Sicherheit aufgebaut hat: Selbstbild, Körperbild, Gefühle, Sexualität, wird wach, Hormone schießen ein, Kraft wird neu spürbar, das Wahrnehmen und Denken verändert sich, Altes verschwindet. Es ist ein Prozess von Tod und Wiedergeburt.

Aber es ist *ein* Wandel vor *vielen weiteren* Wandeln. Und wer mit dem *ersten* großen Wandel gelernt hat umzugehen, der geht mit allen folgenden Wandlungszeiten auch anders um. Was für biographische Wandel sind das? Zum Beispiel: Einlassen auf Partnerschaft, Familiengründung, Geburt von Kindern, Beruf und Karriere mit Brüchen und Verletzungen. Dann: Lebensmitte, wenn die Expansion ins Leben an Dynamik verliert und das Selbstbild bricht und eine Neubesinnung auf eigene Werte beginnt: Ein riesiger Übergang, manchmal denke ich, so groß wie die Pubertät, gerade bei Männern, die dann in unseren Männer-Visionssuchen aufs Ganze gehen. Dann: Alter und Identitätssuche jenseits des Selbstbildes, das zu sein, was man beruflich macht! Dann Schwäche und schließlich der Tod – als finaler Übergang, auf den wir uns ein Leben in kleinen Übergängen vorbereiten. Das sind nur die biologisch-biographischen Abschnitte, die ganzen sozialen kommen hinzu: Liebe und Trennung, innerer Wandel und inneres Wachstum, Abschiede und Neuanfänge, beruflicher Neuanfang.

Zentral erscheint mir hier die Erkenntnis: ***Krisenhafte Übergänge sind das einzig sichere im Leben***: Kindheit und Pubertät sind unvermeidlich, ebenso wie Liebe und Trennung, Lebensmitte, Alter und Tod. Wir benennen und gestalten das Leben so, als wenn die Krise und die Übergänge die Ausnahme seien. Dabei sind sie das zentrale Gestaltungsinstrument unserer Biographie. Sie sind das Skelett, um das sich Leben baut. Sie bilden die Stufen im persönlichen Wachstum, ohne die wir ständig nur eine Rutsche hoch laufen.

Und was biographisch individuell zutrifft, wirkt genauso auf der kollektiven, kulturellen Ebene

- Wir leben in einer Allgegenwart der Krise, reagieren mit angstvollem Schrecken, unsere Lösungswege sind evolutionär nur Angriff / Flucht / Tod stellen; All das führt zu dem erfolglosen Versuch, Krisen zu vermeiden
- Parallel verdienen an der Krisenangst ganze Versicherungs-Industrien, die davon leben, uns Krisen vom Leib zu halten oder versuchen, uns weiß zu machen, dass Krisen verhindert oder versichert harmlos werden
- Staatlich reagieren wir auf Krisen mit dem ständigen Versuch der Bewahrung des Status quo, einer ständigen Politik der Krisenabwehr. Absurdestes Beispiel ist der Satz der Bundeskanzlerin Merkel: „Vor der Krise soll so sein wie nach der Krise.“
- Worum es hier also im Kern geht, ist eine radikale neue Sicht auf den Begriff der ‚Krise‘. Während die traditionelle Weltsicht und die daraus entstehende Politik Krisen ausschließlich als bedrohlichen Betriebsunfall wahrnimmt, sollte man umgekehrt eher davon ausgehen, dass in Krisen das entscheidende und hoffnungsvolle Element des Wandels verborgen ist. Krisen enthalten die

Möglichkeit, die Schatten und Schwächen eines Systems zu erkennen, die bislang den Meisten verborgen blieben. Krisen sind aus dieser Perspektive kein Schrecken, sondern ein letztlich begrüßenswertes Zeichen eines Übergangs. Krisen sind keine Katastrophen. Das Wort ‚Katastrophe‘ bezeichnet im Griechischen die gefährliche Kurve bei antiken Wagenrennen im Stadionrund, an der so mancher Wagenlenker sein Gefährt zum Kippen brachte. Das Wort ist damit aber keine Aufforderung zum Stillstand, sondern zur Achtsamkeit beim Richtungswechsel.

- Das verlangt statt einem Ausweichen vor der Krise vielmehr eine Bereitschaft der Krise ins Auge zu schauen und den Mut, die Krise zu nutzen. Die amerikanische Ökonomin *Hazel Henderson* sagt sogar, es sei ‚*a crime to waste a crisis*‘ – es sei ein Verbrechen, eine Krise ungenutzt vorbei gehen zu lassen.

Wie gestaltet sich der Verlauf von krisenhaften Übergängen?

Übergänge, die in lebenden Systemen gestaltet oder ungestaltet passieren, verlaufen eigentlich immer nach dem gleichen dreigliedrigen Schema: Es stellt sich in einer ersten Phase in Systemen, in Institutionen, in Kulturen und Gemeinschaften oder bei Individuen die Erkenntnis ein, dass die bisherigen Regeln und Verhaltensweisen, Anschauungen und Weltbilder, Handlungsweisen, Gesetze, Regeln und Normen nicht mehr mit der Dynamik der Realität und ihrer Veränderungen in Resonanz sind. Daraus entsteht in einer zweiten Phase Desintegration und Chaos, Unsicherheit und Orientierungslosigkeit, nicht selten auch Angst und soziale Hysterie. Diese Übergangsphase ist die schwerste und unangenehmste, das sie in klassischer Form zwischen dem vertrauten Alten und

dem unbekanntem Neuen liegt und keine Sicherheit bietet. In einer dritten Phase reorganisiert sich ein System in der Regel auf einer neuen Ebene des Gleichgewichts und erschafft sich neue Regeln, neue Werte, neue gesellschaftliche Strukturen, ein neues Weltbild, das der Wirklichkeit wieder angeglichen ist.

Ganz ähnlich verlaufen weltweit in den verschiedenen traditionellen Kulturen gestaltete Übergangsrituale. Sie gestalten – so hat der Ethnologe Arnold van Gennep herausgearbeitet – sich immer dreigliedrig und folgen damit einem archetypischen Muster. Die erste Phase ist die krisenhafte ‚Abtrennung von dem Alten‘, die dritte Phase ist die ‚Angliederung an das Neue‘. Die Phase dazwischen, die ‚Übergangszeit‘, ist dabei das eigentlich Spannende. In diesem ‚Schwellenbereich‘ funktioniert das Alte nicht mehr und das Neue ist noch nicht wirklich sichtbar, es ist eine Zone des ‚weder – noch‘, im englischen des ‚*Betwixt and between*‘. Es ist eine Phase der Unsicherheit, der Orientierungslosigkeit, des Kontrollverlusts, der Auflösung überholter Weltbilder und Identitäten. Die Erfahrung aus der Begleitung von existentiellen Lebenskrisen bei Individuen verweist immer wieder darauf, dass diese **Schwellen**-Phase unabdingbar ist, um zu einer tieferen Wahrheit und den verborgenen Potentialen durchzubrechen. Dieser Zeitraum des Übergangs ist oftmals schmerzhaft und extrem verunsichernd. Es braucht deshalb in der Begleitung von Übergängen – gerade bei Jugendlichen – die grundlegende Erkenntnis, dass Übergangszeiten immer Krisenzeiten sind und immer Nicht-Wissen und Orientierungslosigkeit ein integraler Bestandteil des Prozesses sind und ein Ausdruck des laufenden Prozesses.

Zu dieser Neubewertung von Krisen gehört schließlich auch, den Zustand der Unsicherheit und des Nichtwissens, in dem sich die Gesellschaft als ganzes zur Zeit befindet, in seiner Normalität zu erkennen und zu würdigen – das uralte Wissen

um Übergangsrituale einiges dazu beitragen kann, den gegenwärtigen Krisenzustand besser zu verstehen. Traditionelle Kulturen haben verstanden, dass individuelle Transformation durch einen Prozess von Tod und Wiedergeburt zu gehen hat, bevor das Neue greifen kann. Sie entdeckten, dass der Übergang von einer Lebensphase zur nächsten eingeleitet wird, wenn die alten Erklärungs- und Verhaltensmuster nicht mehr greifen und eine Krise entsteht. Wenn Menschen in so einem Moment begreifen, dass ihr Leben nie mehr so sein wird, wie vorher, dann löst das Angst, Unsicherheit und Abwehr aus. In diesem Zustand befinden sich weite Teile der Gesellschaft.

Der Anthropologe und Mythenforscher Joseph Campbell hat die dreigliedrige Gestaltung von Übergängen aufgegriffen und in seinen Forschungen festgestellt, dass alle Mythen, Legenden, Sagen und Heldengeschichten in allen Kulturen dieselbe dreigliedrige Struktur aufweisen und spricht von einem *Monomythos* oder einer Helden- / Heldinnenreise. Immer geht es darum, dass der ‚Held‘ aus den vertrauten Verhältnissen eine symbolische Schwellenwelt betritt, in der er Prüfungen zu bestehen hat, oft symbolisch stirbt, seine Identität wandelt und in neuer Gestalt und in neuer soziale Rolle und Verantwortung erneut in die Gesellschaft aufgenommen wird (Wiedergeburt).

Das Bild von ‚Tod und Wiedergeburt‘ ist eigentlich die grundlegendste Metapher aller Übergänge und zu ihrer Begleitung erdachten Übergangsrituale. Sie durchzieht fast alle Mythen. Man denke nur an Goethes „... *und wenn Du das nicht hast, dieses Stirb und Werde, bist Du nur ein kleiner Gast auf einer trüben Erde* ...“. Die Metapher von Tod und Wiedergeburt gibt auch eine Grundregel von Übergangsprozesses hervor, die der Anthropologe Victor Turner so formuliert hat: „Eine Initiation“, so sagte er, „beginnt immer mit einem Ende und endet mit einem

Anfang“. Das spricht von einer Neubewertung von Orientierungslosigkeit, Krise, Nicht-Wissen, Sterben des Alten, wie wir sie ansonsten in unserer Kultur nicht haben. Sie widerspricht sozusagen der kulturellen Matrix moderner Gesellschaften, beruft sich aber auf eine viel ältere – und sehr wirksame grundlegende Matrix.

Der Ablauf eines modernen Übergangsrituals

Moderne Übergangsrituale unterscheiden sich in der Grundstruktur nicht von dem Monomythos oder der transkulturellen dreigliedrigen Struktur. Sie mögen in der Länge variieren, bestehen aber immer aus einer Vorbereitungsphase, in der sich die Teilnehmer vier Tage oder auch in vorherigen Treffen mit dem Inhalt des Übergangs auseinandersetzen. Dann folgt eine Schwellenphase des drei- oder viertägigen einsamen Fastens in der ‚wilden Natur‘. Am Ende des Rituals steht eine drei- bis viertägige Aufarbeitung der Erfahrung, in der ja immerhin die alte ‚Persona‘ gestorben ist und eine neue Person mit neuer Identität gewandelt wieder ins Leben tritt. Der rituelle Bogen endet damit, wenn der Initiant nach mindestens einem Jahr nach dem eigentlichen Übergangsritual seine neue Identität in seinem Alltagsleben verankert hat und seine ‚Realität‘ entsprechend umgestaltet hat. Was dazwischen liegt, ist der ‚Rituelle Raum des Übergangs‘.

Alles beginnt mit dem Ruf, und unmittelbar danach kann die Krise beginnen. Auch mir persönlich ging das so. Nachdem ich von der Existenz von Übergangsritualen gehört hatte, entstand zunächst ein massiver Widerstand, ein vorsichtiges Herantasten an das Feld, die Konfrontation mit der Angst, vor dem Dunklen draußen, vor dem Dunklen innen. Dabei war die äußere, Angst machende unbekannte dunkle Welt ein unmittelbarer Spiegel meiner Unsicherheit mir selbst gegenüber. Doch darunter liegt der Ruf, sich auf den Weg zu machen.

Die Rolle der inneren und äußeren Wildnis bei der Bewältigung von Lebensübergängen

Warum Wildnis?

Wenn ich gefragt werde, warum wir mit diesem Thema in die Wildnis gehen und Menschen in die Wildnis schicken, dann kommen mir spontan immer folgende intuitive Antworten:

- die wilde Natur ist für uns ein fremder Ort und insofern bestens geeignet, um eine symbolische Abtrennung vom Gewohnten zu markieren und in einem Rückzug, eine Reflexion, eine Innenschau auf das eigene Leben zu gehen
- die wilde Natur lässt sich nicht kontrollieren und konfrontiert uns damit unmittelbar mit dem Bereich in unserem Leben, der jenseits des Mythos der Beherrschbarkeit liegt. In der Wildnis sind wir nicht mehr als ein Knoten im Netz des Lebens: „Leben, was leben will, inmitten von Leben, das leben will“ (A. Schweitzer)
- die wilde Natur ist in ihrer unendlichen Vielheit, Verschiedenhaftigkeit, Diversität und Struktur der optimale Raum, um sich in ihr zu erkennen. Sie bietet eine fast unendliche Vielfalt von Möglichkeiten an, sich mit den eigenen inneren Aspekten der seelischen Landschaften zu beschäftigen und mit allen existentiellen Themen, die mit dem Leben zusammenhängen.
- die wilde Natur, sage ich zudem immer gerne in meinen Gruppen, ist unser eigentliches zu Hause. 99 % der menschlichen Geschichte sind wir als Jäger und Sammler in der Natur unterwegs gewesen. Und in den letzten 70.000 Jahren scheinen wir uns anatomisch oder genetisch nicht grundlegend verändert zu haben. Das heißt: Alle unsere Fertigkeiten, alle unsere Potentiale wurden im Verlauf einer

sich über Millionen und Milliarden von Jahren geschaffen, um optimal angepasst an die Wildnis zu leben und zu überleben. Dieses Gefühl entsteht sehr viel bei Menschen, die hinaus gehen. Robert Greenway hat das in dem viel zitierten Satz zusammengefasst, in dem er mir mal sagte, „die zivilisatorische Schicht ist nur drei Tage dick.“ Lassen wir diese drei Tage hinter uns, verändert sich unser Verhalten, unsere Wahrnehmung, unsere sozialen Kontakte, unsere Träume, unsere Psyche, unsere Spiritualität, unser Weltbild.

Das sind die noch weitgehend vordergründigen Gedanken, die man aufführen kann, wenn gefragt wird, wieso Übergänge in die Wildnis führen. Natürlich ist das Thema viel weiter und voller Überraschungen. Es muss einen gewaltigen Grund haben, dass alle Kulturen, die mit Übergangsritualen arbeiten oder gearbeitet haben, die Wildnis der äußeren Welt für diesen Prozess genutzt haben.

Immer ging es darum, die Initianten in ein Erfahrungsfeld zu führen, dass außerhalb der sozial klar markierten Gemeinschaft lag. Die Menschen wurden in einen exterritorialen Raum mit ganz eigenen Regeln verpflanzt. Sie müssten „raus“, um später verwandelt wieder „Rein“ zu dürfen. Sie mussten die eigene Wildheit erkennen und annehmen, bevor sie in neuer Verantwortung in die Gemeinschaft zurückkehrten.

Das doppelte Gesicht der Wildnis

„Wenn wir wieder in die Wälder gehen, werden wir zittern vor Kälte und Furcht. Doch wir werden Dinge erleben, sodass wir uns selbst nicht mehr kennen; kühles wahres Leben wird sich auf uns stürzen und Leidenschaft wird unseren Körper mit Kraft erfüllen. Mit neuer Kraft werden wir aufstampfen, und alles Alte wird abfallen. Wir werden lachen, und Gesetze werden sich kräuseln wie verbranntes Papier.“ D.H. Lawrence

Die schwärmerischen Worte des englischen Romanciers klingen wie eine poetische Umsetzung der Botschaft, welche die Tabakindustrie auf Plakatwände pappt. Ob Marlboro-Man oder Camel-Trophy – das wahre Menschsein, die totale Freiheit, die grenzenlose Leidenschaft scheinen jenseits der Zivilisation zu liegen. Tief zu inhalieren ist offenbar einer der letzten Zugänge zur Ursprünglichkeit.

Die Wildnis boomt. Während die letzten städtischen Grünflächen versiegelt werden, ist „die Wildnis“ längst zum erfolgreichen Markenzeichen geworden. Als zivilisationsgeprägtes Ideal umgibt uns die Wildnis täglich: auf Plakatwänden, in Reiseprospekten und in den Traumbildern der Kinofilme. Während sich in den eingezäunten Gärten der Vorstädte die Gartenzwerge tummeln, macht in jedem Nest ein Treckingladen auf – *Wild Globe* mit Sonderangeboten zum Winterschlussverkauf. Während die Zentralheizung im Keller des Einfamilienhauses behaglich brummt, lehnen sich Vati und Mutti im Lehnstuhl zurück, werden zu ‚Wolfsfrauen‘ und ‚wilden Männern‘ oder gehen mit Lesebrille ohne Risiko in der Erlebnisliteratur auf Reisen: mit Reinhold Messner oder Rüdiger Nehberg, in arktisches Eis oder in steinige Wüsten. Und auf die letzten scheinbar unberührten Flecken zwischen Nord- und Südpol hat für die ganz Mutigen ein Wettlauf der Touristikunternehmen eingesetzt: Zahllose Urlaubsprospekte bieten Wildnistrips und Abenteuerreisen ‚in die letzten Paradiese‘ an – Vollkasko inklusive.

„Die Auseinandersetzung mit der Wildnis ist wie ein verschlungenes Netz, das aus der europäischen und amerikanischen Kulturgeschichte gewoben ist“ sagt Robert Greenway, seines Zeichens Ökopsychologe und Wildnisforscher: „Wildnis hat gleichzeitig romantische, politische, dualistische, abstrakte und sicher auch heilende Aspekte. Wildnis ist ebenso ein Ort wie eine Geschichte, ebenso ein Gebilde der Illusion und Fantasie, wie ein Gegenstand innerer und äußerer Wirklichkeit.“

Bevor wir endgültig vernichten, was einst allgegenwärtig war und die letzten Reservate kommerzialisiert werden, soll sie nun entdeckt werden: die „wahre“ Wildnis. Wildnis – was ist das? In einem etwa 250 Jahre alten Lexikon der Frühaufklärung ist Wildnis als die Wohnstätte des Wildes definiert: „Wohlanständige Sittsamkeit kann dort keine Wohnung aufschlagen“. Wildnis bezeichnet also das Amoralische, Gefährliche, Unbehaute, die Natur als Katastrophe, die es abzuwenden galt. Der bedrohlichen Wildnis stand die gefahrlose, heimische Kulturlandschaft gegenüber. Wenn wir heute von Wildnis sprechen, dann assoziieren wir damit unberührte Natur, Dschungel, Einöde, ein scheinbar regelloses Gebilde. Doch Wildnis ist nicht nur ein Synonym für unberührte, ursprüngliche Natur, sondern auch fürs Gegenteil: Wir sprechen vom ‚Großstadt-Dschungel‘ und ‚Straßenschluchten, von ‚Finanzhaien‘ und ‚Korruptionssümpfen‘. Und in der jüngsten Zeit scheint uns die ökologische Natur, die wir über die Jahrhunderte ökonomischer Praxis verändert und umgestaltet haben, in neuer ‚wilder‘ Bedrohlichkeit. Statt als besänftigte, kulturierte, heile Welt tritt uns die ungebändigte Natur in Form von ökologischen Krisenphänomenen entgegen. „Wir glauben die Natur gebändigt und domestiziert zu haben und genau das Gegenteil passiert, sagt die Umweltmanagerin Sabine Hofmeister, Professorin an der Universität Paderborn. „Indem wir Zahnpasta produzieren, produzieren wir nicht nur Zahnpasta, sondern gleichzeitig Stoffe, die sich in Pinguinen einlagern.“ Sogenannte Nebenprodukte werden zu etwas, was uns ganz ungebändigt in Form von ökologischen Katastrophen wieder gegenübertritt tritt. „Aber jetzt nicht mehr als Wildnis der ersten Kategorie, sondern als eine zweite Wildnis, die Binnenwildnis, die längst drinnen ist, uns aber wie die erste erscheint.“ Hochwasserkatastrophen, Dürrekatastrophen sind

für Sabine Hofmeister Phänomene „von denen wir nicht mehr sagen können, ob es denn wirklich Naturkatastrophen oder Kulturkatastrophen sind, weil es letztendlich immer die Verbindung von beidem sind, was dazu führt.“ Die scheinbar zivilisierte Natur bildet eine Wildheit aus, die der Gewalt der ursprünglichen Natur in nichts nachsteht, die möglicherweise sogar an Schrecken sehr viel größer sein kann, weil sie eben so unverstanden ist.

Der Wildnis-Begriff ist also alles andere als eindeutig. Weder in seiner physischen Form, noch in seiner kulturellen Bedeutung oder philosophischen Wertigkeit. Fraglos ist: Die ursprüngliche, vom Menschen unberührte Natur ist genauso verschwunden wie die Gattung der Dinosaurier. In einer Zeit, in der Luft, Gewässer und Böden mit zehntausenden Produkten der chemischen Industrie durchsetzt sind, gibt es keinen Flecken mehr, der unberührt geblieben ist. Was Wildnis war, ist längst von einem feinen Schleier jener Substanzen überzogen, den die moderne Kultur als Reststoffe und Müll aus Kaminen und Abwasserrohren in die Natur entlässt.

Wildnis und Kultur schienen historisch in scharfem Gegensatz zu stehen, doch tatsächlich waren sie immer schon verwoben. Kultur braucht Wildnis als Gegenpol, um sich zu definieren. Wildnis ist eine Erfindung der Zivilisation, die sich vom Natürlichen abgrenzte. Wildnis ist das Unbeherrschte, Unberechenbare; das freie Naturgeschehen, das sich menschlichen Gesetzen entzieht und nach eigenen Regeln souverän organisiert: Die wilde Kreatur gilt als autonom, sie handelt nach eigenem Willen. Wildnis ist die ‚funktionierende Anarchie‘, in der ohne äußere Kontrolle das Leben fließt. Deshalb wird Wildnis auch mit persönlicher Freiheit gleichgesetzt. In ihr scheint man sich dem Reglement der ordnungswütigen Zivilisation entziehen zu können. Und in dieser Polarität spiegeln sich die zwei Seelen des Menschen als Naturwesen und als Kulturwesen. „Der Mensch lebt in, mit und gegen die Natur und er ist selber auch Natur. Im Wissen auf diese vielfältigen Züge gibt es natürlich verschiedene Verhältnisse die gestaltet werden können“, sagt der Theologe Günther Altner: „Es gibt die Möglichkeit eines möglichen Einklangs, eines möglichen Miteinanderlaufens von natürlicher Regenerativität und menschlichen Nutzungsinteresse. Es gibt die Einstellung der Naturvergessenheit, wo wir gewissermaßen die Eigendynamik

evolutionärer Prozesse vergessen und aus der Kurzfristigkeit menschlicher Nutzungsinteressen der Natur zuviel zumuten. Das wäre also gegenüber dem symbiotischen System gewissermaßen das ausbeuterische System. Und dazwischen liegen natürlich noch sehr verschiedene andere Varianten.“

Das doppelte Gesicht der Wildnis ist eine Konstante, die sich durch die gesamte Kulturgeschichte zieht. Wer das Verhältnis von Wildnis und Kultur untersucht, forscht an den Wurzeln des Dualismus, der das Fundament der modernen Zivilisation bildet: Der feste Glaube an die Spaltung zwischen Mensch und Natur, Geist und Materie, Innen und Außen.

Überall auf der Welt haben die traditionellen Kulturen der Jäger und Sammler diese Spaltung umgangen, indem sie in zahllosen Riten das natürliche Werden und Vergehen feierten und ihre Heranwachsenden auf dem Weg zum Erwachsensein alleine in die Wildnis schickten, wo sie lernten, den eigenen Lebensweg an den ungeschriebenen Gesetzen der Schöpfung auszurichten. Jenseits aller hochtrabenden Naturphilosophie erlebten unsere Vorfahren die Natur als ein dynamisches Wechselspiel von Geben und Nehmen, daß in einem immer gleichen Rhythmus von Frühling, Sommer, Herbst und Winter geboren wurde, aufblühte, reifte, Früchte abgab, verfiel, starb und wieder im Ganzen aufging um im nächsten Jahr neu geboren zu werden. Überall auf der Welt erfanden die Menschen Riten und Zeremonien, um diesen ewigen Ablauf zu feiern, stützen und zu erhalten. Und was lag näher, als auch den menschlichen Reifungsprozess der Kindheit, des schwierigen Übergangs zum Erwachsenwerden, die Herausforderungen an den gereiften Erwachsenen, die Weisheit als Ältester und den Tod ebenso in diesem Rhythmus zu begreifen. Nur dann, wenn die Grenze zwischen Kultur und Wildnis überschritten wurde, erführen die Menschen, wer sie sind: „Entgegen dem, was heutzutage Philosophen ‚kritische Selbstreflexion‘ nennen, hatten die archaischen Menschen noch die Einsicht, daß man seine Welt verlassen mußte, um sie erkennen zu können, daß man nur ‚zahn‘ werden konnte, wenn man zuvor ‚wild‘ gewesen war oder daß man nur dann in der Lage war, im vollen Sinn des Wortes zu leben, wenn man die Bereitschaft gezeigt hatte, zu sterben“, schrieb der Anthropologe Hans Peter Duerr in seinem Klassiker ‚Traumzeit‘.

„Um also innerhalb der Ordnung leben zu können, mußte man in der Wildnis verweilt haben, man konnte nur wissen, was drinnen bedeutete, wenn man draußen gewesen war.“

Die Bibel hat der Abspaltung des Menschen von der Natur mit dem Biß in den Apfel der Erkenntnis ein tragendes, bis heute wirksames und durchaus zwiespältiges Bild gegeben. Denn das evolutionäre Wunderwerk des selbstreflektiven Bewußtseins und der Suche nach Erkenntnis, mit dem die wilde Natur den Menschen ausstattete, galt in der Religionsgeschichte seither als ‚Ersünde‘ – als anmaßendes Vergehen der Spezies Mensch gegenüber der Autorität des Schöpfergottes. Damit war das Bewußtsein zu etwas geworden, was ‚über‘ der Natur stand, statt es als das zu verstehen, was es tatsächlich ist: ein Produkt der erstaunlichen Evolution des Lebens im Universum, daß damit begann, sich selbst zu reflektieren. „Die Vitalität des Menschen unterscheidet sich von der Vitalität der übrigen Lebenssysteme dadurch, daß diese Vitalität auf der Grundlage des Bewußtseins und des Unterbewußten stattfindet“, sagt der Theologe Gunther Altner zu recht. „Das menschliche Bewußtsein erlaubt dem Menschen, sich selbst oder auch den Lebenszusammenhängen aus denen er stammt, ein Stück weit reflektierend und interpretierend gegenüber zu treten“. Je intensiver die Menschen begannen, über das Denken nachzudenken, desto mehr setzten sie sich kritisch mit ihrer eigenen Wild-Natur auseinander. Aus dieser Fähigkeit zur Distanzierung entstanden andere Möglichkeiten der Entwicklung, der Gestaltung, der Beeinflussung, als wir sie aus der nicht-menschlichen Natur kennen. Die Menschen erkannten, daß sie ihren (An)Trieben, Instinkten und Emotionen nicht hilflos ausgeliefert waren, sondern durch Reflexion und vernünftige Einsicht zu ihrem eigenen Gesetzgeber werden konnten. Menschliche Natur und nichtmenschliche Natur schienen damit unterschiedlichen Regeln zu folgen, obwohl sie doch beide der gleichen Wurzel entwachsen waren. Die Integration dieses Widerspruchs des geistigen Reifungsprozesses der Spezies Mensch, bei der wir nach Ansicht vieler Denker immer noch ganz am Anfang stehen: „In der Verschiedenartigkeit der Dynamik liegt auch das Problem“, räumt der Theologe Alter, Mitglied der Ethik-Kommission im Deutschen Bundestag, ein: „In der Fixierung des Menschen auf sich selber und seine Fortschrittsziele kann sich aus

der menschlichen Dynamik eine Wildheit ergeben, die die ökologische Qualität der nicht-menschlichen Natur schwerwiegend antastet und zum Kippen bringt.“

Der kulturelle Ausdruck der Spaltung zwischen Mensch und Natur begann mit der beginnenden Siedhaftigkeit vor 10.000 bis 12.000 Jahren. Unter den siedelnden Kulturen breitete sich schrittweise die Überzeugung aus, stärker sein zu müssen, als die Natur. Man nimmt an, daß klimatische Veränderungen 4000 Jahre vor unserer Zeitrechnung zu gigantischen Überschwemmungen führten (Sintflut, biblische Dürren) und Hungersnöte auslösten. Nicht auszuschließen ist deshalb, daß diese traumatische Erfahrung dazu beitrug, daß der Schutz vor der Natur als Bedingung für das Überleben begriffen wurde. Doch dieses Bedürfnis nach Sicherheit wandelte sich nach und nach in eine Ideologie des Krieges, der Unterwerfung und Beherrschung, die die ganze Kultur prägen sollte. Mit den ersten festen Siedlungen vor 7000 Jahren entstanden aus matriarchalen partnerschaftlichen Kulturen patriarchale ‚dominatorische Kulturen‘, die das Weibliche abwerteten, die Natur entheiligten und die Dominanz des Menschen über die Natur und des Mannes über die Frau zum herrschenden Kulturideal machten. Die schrittweise Umformung der Wildnis in Agrarlandschaften vollzog sich bis ins Mittelalter. Die bislang unsichtbare Grenze zwischen ‚Innen‘ und ‚Außen‘ wurde mit Palisaden und Stadtmauern sichtbar gemacht. Innen war Kultur, außen das Andere, die „wilden Menschen“ der Märchen und Sagen, vor denen man sich schützen und abgrenzen wollte. Kontrolle durch Kolonisation lautete die Devise der sich ausbreitenden Zivilisation. Kolonisation der Wildnis, Kolonisation der wilden Menschen, Kolonisation der Frau, Kolonisation der eigenen Natur. Zählung war der primäre kulturelle Impuls – bildhaft geworden in den gezirkelten französischen Gärten, die den Anspruch absoluter Kontrolle manifestierten und im absolutistischen Staat ihren letzten Ausdruck fanden.

Doch mit der inneren und äußeren Kolonisation wuchs die Sehnsucht des Menschen nach der Natur. Je reglementierter der Alltag in der Zivilisation wurde, desto mehr wurde die Wildnis zum Symbol für Selbstbestimmung, Freiheit, Authentizität. Auch hier

hatte die Wildnis ein doppeltes Gesicht. Einerseits war sie immer die gefährliche unberechenbare Natur, vor der man sich schützen mußte, andererseits war sie heiliger Raum und Wohnort der Götter, die man verehrte. Einerseits symbolisierten die ‚wilden Männer‘ und ‚Wolfsfrauen‘ in den Mythen und Legenden tierhafte Unzivilisiertheit, ungebremste Sexualität und unkontrollierte Gewalt, andererseits galt seit *Enkidu* im babylonischen Gilgamesch-Epos der Wilde als Weiser, als psychisch feinfühliges Wesen, als Deuter prophetischer Träume und Visionen. Einerseits war der mittelalterliche Wald ein gefährlicher Ort mit wilden Tieren, Zuflucht für Vogelfreie und Verbannte, andererseits der Nährboden für Ideen, Philosophien, heilkundliches Wissen, Widerstand und Rebellion.

Auch die modernen literarischen Bilder des ‚edlen Wilden‘ verkörpern diese traumartige Doppeldeutigkeit. Gelten sie doch als zurückgeblieben, abergläubisch und unzivilisiert, während man ihnen andererseits unverdorbene Würde und reine Moral, Tapferkeit und Zähigkeit attestierte - oder unterstellte. Literarische Gestalten wie der letzte Mohikaner, Winnetou, Robinsons Begleiter Freitag oder Tarzan genießen bis heute eine große Popularität, die deutlich macht, welche Bedeutung diese Tugenden, die der Zivilisation zum Opfer gefallen sind, für uns nach wie vor haben. Die Grenze zwischen Wildnis und Zivilisation hatte sich längst in den Bereich der psychischen Innenwelt des Menschen verlagert. Kultur bedeutete Affektkontrolle und Körperdisziplin. Sigmund Freud hat die innere Wildnis das „Es“ genannt und seine Kontrolle und Unterwerfung durch die Ordnungsmacht des ‚Über-Ich‘ nicht zufällig mit Sinnbildern belegt, die aus dem Bereich der Flurbereinigung, Domestizierung, Landnahme und Sklaverei kommen:

„Gefesselte Sklaven der Triebe tragen den Thron der Herrscherin. Wehe, wenn sie befreit würden. Der Thron würde umgeworfen, die Herrin mit Füßen getreten. (...) Es ist der dunkle unzugängliche Teil unserer Persönlichkeit, den wir als Kessel brodelnder Erregungen erleben. Das ‚Es‘ ist ein Chaos, hat keine Organisation, bringt keinen Gesamtwillen auf, kennt weder logisches Denken noch Moral. Es ist ein sumpfiges, morastiges Gebiet, das erst durch die Ichentwicklung überhaupt urbar wird.“

Doch je stärker die Anstrengungen wurden, die Triebnatur zu unterwerfen, als desto bedrohlicher wurde sie erlebt. Wie sehr sich innere und äußere Kontrolle dabei ins Unermessliche steigern, hat Norbert Elias in seiner Zivilisationstheorie ausgearbeitet. Mit einer Fülle von Belegen zeigte er, wie seit dem Mittelalter die Affektkontrolle zugenommen hatte, an dessen Ende ein menschlicher Sozialcharakter stand, den Elias den *homo clausus* nannte: Ein gegenüber der Umwelt abgeschlossener, in sich verschlossener, wenn nicht sogar eingeschlossener Mensch, vorwiegend ein Mann, dem innere und äußere Natur gleichermaßen fremd geworden sind. „Diese Fremdheit löst ihrerseits ganz unterschiedliche Gefühle aus, sagt der Psychologe Rolf Haubl, Professor für ökonomische Psychologie der Universität Augsburg. „Einerseits kann sie als Bedrohung erlebt werden, die Angst vor Kontrollverlust erzeugt. Andererseits aber auch Faszination hervorrufen, an die sich dann die Sehnsucht heftet, mit der Natur wieder eins zu werden, ein Stück Wildnis und Wildheit für sich selbst zurückzugewinnen.“

Die moderne Zivilisation hat diesem Impuls zusätzlich Nahrung gegeben. ‚Virtuelle Realität‘, ‚Entwirklichung der Wirklichkeit‘, ‚Beschleunigungskrise‘ lauteten die kulturkritischen Schlagwörter der 90er Jahre. Allesamt Ausdruck einer stetigen Entkörperlichung von Arbeit, einem Verlust menschlicher Einsicht in die Zusammenhänge zwischen Ursache und Wirkung seines kulturellen Tuns, einer konstanten Reizüberflutung bei der hektischen Suche nach Glück. Längst war die Postmoderne zu einer Welt geworden, in der ihre Zeitgenossen hilflos zwischen Allmachts- und Ohnmachtsgefühlen schwankten. Als Ende der 60er Jahre der neue Leitwert der ‚Selbstverwirklichung‘ formuliert wurde und die Lockerung der allgegenwärtigen Kontrolle zugunsten einer neuen Erlebnisfähigkeit einsetzte, bekam auch die ‚Wildnis‘ einen neuen Wert. Sie wurde als Gegenpol zum Modell, Pilgerziel, Ort der Heilung. „Wildnis immer das, was in einer Kultur ausgeschlossen oder verdrängt wird“, sagt der Psychologe Rolf Haubl. „Insofern wäre die Rückgewinnung oder die Auseinandersetzung mit dem Ausgeschlossenen in der eigenen Person, also der ‚inneren Wildnis‘ eine Voraussetzung dafür, mit der äußeren Wildnis mit größerer Akzeptanz umzugehen.“ Während klassische Psychotherapien

versuchten, einen direkten Weg nach Innen zu finden, indem sie einen Zugang über Träume, Fehlleistungen oder spontane Assoziationen suchten, begann die ‚Wilderness-Bewegung‘ im Grunde genommen damit, eine neue Therapierichtung einzuschlagen. „Sie besteht darin, aus den Reaktionen, die wir in der Konfrontation mit der äußeren Wildnis erleben, einen Zugang zur inneren Wildnis zu finden.“

Der Gang in die Wildnis versprach die Heilung der verinnerlichten kartesischen Spaltung von Mensch und Natur. Statt der manischen Kontrolle alles Unberechenbaren, die Horst-Eberhardt Richter treffend den ‚Gotteskomplex‘ genannt hatte, sollte die Wildnis die Grenzen der instrumentellen Vernunft deutlich machen, die Offenheit des Lebens lehren, zu Demut und Bescheidenheit zwingen. Durch die leibhaftige sinnliche Erfahrung sollte die Relevanz des eigenen Handelns wieder erkennbar werden, die Reizüberflutung zurücktreten, das Selbstwertgefühl wachsen. Der Umgang mit der ungebändigten Natur versprach nicht nur die Bearbeitung der verdrängten unbewußten Anteile, sondern auch die Auflösung der Ich-Grenzen. Der Traum von der Verschmelzung mit dem übergeordneten Ganzen von Mutter Natur wurde zum religiösen Ideal eines Teils der grünen Protestbewegung.

Was früher nur das Hobby von skurilen Waldläufern war, wurde nun zum pädagogischen Modell. Erlebnispädagogik sollte den zivilisationsgeschädigten modernen Menschen zurück zur eigenen Natur bringen, Umweltpädagogik anhand sinnlicher Naturerfahrung den richtigen Umgang mit den natürlichen Ressourcen lehren. Nicht weniger als 70 ‚Naturschulen‘ und hunderte von ‚Umweltstationen‘ wurden in den letzten Jahren gegründet. Der neue Zweig der Ökopsychologie konstatierte, daß die natürliche Umwelt und die psychische Innenwelt ein und dasselbe seien: Wir sehen die Welt so, wie wir sind und gestalten unsere Kulturen und Gesellschaften nach dem Modell unserer Wahrnehmung; und: wer von der eigenen Natur getrennt ist, könne auch keine gesunde Beziehung zur Umwelt entwickeln. Um die innere Wildnis zu erforschen, wandelt sich die Psychotherapie seit Jahren zur Erlebnis- und Körpertherapie, in der die Triebnatur nicht mehr wortreich kontrolliert, sondern offen ausagiert werden soll.

Was aber ist eine ‚gesunde Beziehung‘ zur Natur? Erst mit der Erkenntnis, daß unser Verhältnis zur natürlichen Welt deutlich krankhafte Züge trägt, begann die ernsthafte Suche nach ‚therapeutischen‘ Heilungsansätzen, die einer pathogenen Kultur helfen könnten. Die Diagnosen für den Zustand der modernen Welt sind zahlreich: Der Psychologe Theodore Roszack spricht von einer ‚dissoziierten Entfremdung‘ - wir wissen von der Zerstörung, können sie wahrnehmen, aber handeln nicht ¹. Erich Neumann spricht von einer ‚Bessenheit des Ich-Kompexes‘, mit der die Wahrnehmung wider aller Erfahrung in eine psychische Innenwelt und eine physische Außenwelt getrennt werde ². Der Philosoph Paul Shepard vergleicht den Zustand der Kultur mit einer ‚Entwicklungshemmung‘, die einer Jugendpsychose ähnelt, bei der man sich die Welt einverleiben will, um sie zu besitzen ³. Der Geologe und Ökologe Thomas Berry bezeichnet unser Verhältnis zum Lebendigen als ‚Autismus‘, weil wir unfähig sind, eine wechselseitige Beziehung und Kommunikation zur Natur aufzunehmen. Dolores LaChapelle diagnostiziert eine ‚suizidale Abhängigkeit‘, die sich darin zeigt, dass wir ein Verhalten nicht ändern, obwohl wir wissen, das es zerstörerisch wirkt. Ralph Metzner schließlich spricht von einer ‚kollektiven Amnesie‘: Wir haben vergessen, was unsere Vorfahren längst wußten - Wissen über Wahrnehmungsformen, Initiationsriten, natürliche Kreisläufe, Ehrfurcht vor der Natur ⁴.

Allen diesen Diagnosen ist gemeinsam, daß sie im Gegensatz zur traditionellen Diagnostik der Psychopathologie nicht Individuen betreffen, sondern ganze Kulturen. Sie dehnen außerdem Krankheitsbilder, die wir aus der Zivilisation kennen, auf das Verhältnis zur belebten Welt aus. All die oben erwähnten Autoren eint die Überzeugung, daß eine Psychotherapie unvollständig bleibt, solange sie nicht die existentielle Grundlage unserer biologischen Existenz und der Beziehung zur Natur mit berücksichtigt. Und sie sind der Überzeugung, daß man in einer kranken Kultur keine gesunden Menschen findet. Der Begriff der ‚Gesundheit‘ erfuhr

¹ vergl.: Roszack, Theodore: Ökopsychologie, S. 55

² Neumann, Erich: Die Psyche als Ort der Gestaltung, zit. nach: Schäfer, Irmtraud, a.a.O., S. 231

³ Shepard, Paul: Nature and Madness, zit. nach: Metzner, Ralph: Green Psychology, a.a.O., S. 86

⁴ Metzner, Ralph: Green Psychology, a.a.O., S. 86-91

dabei eine enorme Ausdehnung. Während der traditionelle medizinische Gesundheitsbegriff sich auf die somatische Ebene bezog und der ganzheitliche Ansatz immerhin schon Körper, Psyche und Seele einschloß, wurde hier die viel größere Dimension der ‚Mitwelt‘ miteinbezogen. Dabei befand man sich in einer durchaus schwierigen Lage: Denn während die Diagnose über den Zustand der Kultur weitgehend unstrittig war, wußte niemand so recht, wie ein ‚gesundes‘ Verhältnis zur Natur aussah. Die manchmal etwas hilflose Orientierung an den indigenen, vorindustriellen Traditionen der sogenannten ‚Naturvölker‘ konnte zwar wertvolle Hinweise liefern, beinhaltete aber auch die Gefahr einer erneuten blinden Romantisierung des ‚Wilden‘. Nur soviel war klar: Die harmonische Beziehung zwischen Mensch und Natur hatte sehr viel mehr Dimensionen, als es uns die Moderne weismachen wollte. Wer ihre Tiefen ausloten wollte, mußte auch weit zurückgreifen in die Geschichte dieser Beziehung.

Romantisiert worden ist die wilde Natur schon lange. Und im Kern bestand diese Romantisierung immer darin, der Natur wesenhafte, organische und geistige Qualitäten zuzusprechen. Was in schamanischen und animistischen Kulturen selbstverständlich war, war in der europäischen Kulturgeschichte mehr und mehr in den Hintergrund gerückt oder wurde nur noch in Reservaten wie der bildenden Kunst gepflegt. Erst die ‚Wilderness-Bewegung‘ lieferte den neuen Zugang, seelisches Naturerleben mit wissenschaftlicher Analyse zu verbinden. Was vor 150 Jahren mit Pionieren wie John Muir und Henry David Thoreau begann, wurde zum Ende des 20. Jahrhunderts jedoch zum neuen Leitbild. Denn auch die Naturwissenschaft verabschiedete sich vom Paradigma der geistlosen Materie in einem Maschinen-Universum und entdeckte die sich selbst organisierende natürliche Welt als ein vernetztes, kreatives und offenes System. „Je mehr wir uns mit dem Lebendigen befassen, um so mehr sehen wir, daß die Dinge doch viel komplexer sind und daß das Maschinen-Denken ein vereinfachtes Denken ist“, sagt der Evolutionsbiologe Friedrich Cramer. „Die neue Metapher wäre eigentlich die sich spielerisch entwickelnde Evolution.“ Damit wurde Schritt für Schritt die faktische, sichere Bauklötzchen-Welt vom unsicheren, manchmal chaotischen und prinzipiell offenen Denken in Prozessen abgelöst.

Die Wissenschaft begann zu begreifen, daß, Neues in der Welt sich nicht aus geordneten ‚kultivierten‘ Bedingungen ergibt, sondern aus spielerischen, multikausalen ‚wilden‘ Bedingungen.

Die verbliebenen Reservate von Wildnis sind damit zu Museumsstücken einer ständigen Evolution geworden. Konsequenterweise spricht man heute auch nicht mehr von Naturschutz, sondern von ‚Prozeßschutz‘ und lässt – wie im Nationalpark Bayerischer Wald – die Finger von der Wildnis und dem Borkenkäfer freie Bahn. Dahinter verbirgt sich nicht weniger als ein Bewußtseinswandel von kulturhistorischen Ausmaßen: Nachdem sich menschliche Kultur über Jahrtausende über die Abgrenzung von der Wildnis definierte, wird das Wilde heute zum schützenswerten Kulturgut. Statt den Menschen als jemanden zu sehen, der Gottes unvollkommene Schöpfung erst veredelt, fordert die neue Würdigung der ungezähmten Natur eine neue Rolle des Menschen – die des wachen Beobachters und verantwortungsvollen Gärtners im Netzwerk des Lebens. Und die Wildnis selbst war damit nicht länger Inbegriff des Unterentwickelten, sondern erhielt als die eigentliche Essenz des Lebens, der Kreativität und Kultur einen ganz neuen Wert.

Neue Werte formen dabei auch neue Wortbedeutungen. ‚Wildnis‘ und ‚Wildheit‘ sind nicht länger Synonyme für Primitivität und Unzivilisiertheit. Wo Wildnis zu einem kulturellen Wert geworden ist, kann manches Denken, Planen und Verhalten, was bislang als besonders ‚zivilisiert‘ galt, in Ungnade fallen. Günther Altner spielt mit der Doppeldeutigkeit des Wildnisbegriffs, wenn er angesichts globaler Monokulturen, Umweltverschmutzung und BSE-Krise von einer ‚Verwilderung des Denkens‘ spricht. Wildnis wird hier positiv als natürliche Vielfalt verstanden, während die scheinbar überlegene Zivilisation mit ihren Werten als kulturlos und verwildert bewertet wird. „Die Verwilderung des Denkens in der Orientierung auf Natur- und Lebenszusammenhänge setzt immer dort ein, wo der Mensch die Vielheit und Offenheit von Lebensprozessen unter die ideologisch aufgeblasene Maxime eines starren Konzepts zwingt“, sagt der Theologe, der auch Mitglied in der Ethik-Kommission des Bundestages ist. "Das ist Verwilderung des Denkens, weil wir bei diesem Denken nicht mehr die nötige Behutsamkeit haben, unsere Denkmodelle an die Vielgliederigkeit der nicht-menschlichen

Naturprozesse anzupassen.“ Der Theologe ist davon überzeugt, daß durch die Entfremdung des Menschen von der Natur sein Denken eine ‚zerstörerische Wildheit‘ entwickelt hat, ein Denken, das abgetrennt von den natürlichen Lebensgrundlagen funktioniert. Wenn er nun als Naturwesen erschreckt der Zerstörung gewahr wird, wächst der Wunsch, die ursprüngliche ‚unzerstörte Wildheit‘ wieder zum Maßstab seines Wahrnehmens, Denkens und Handelns zu machen. „Das Konzept der ‚Entwilderung‘ als Gegenkonzept würde bedeuten, daß ich die ideologische Einseitigkeit in Theorie und Praxis durchschaue und mich veranlaßt sehe, mit einem erweiterten Blickwinkel, mit einem erweiterten Theoriekonzept aufs Neue mich der Vielfalt des Lebensprozesses und seiner Vitalität zu nähern.“

Die Grenze zwischen Wildnis und Kultur scheint hauchdünn. Nicht nur weil der Mensch biologisch Natur ist und bleibt, sondern auch weil angesichts eines neuen Naturverständnisses die alte Polarität ad acta gelegt werden muß. Nachdem die äußere Wildnis zerstört worden ist und eine menschengeschaffene ‚zweite Wildnis‘ uns heute bedroht, ist die ‚innere Wildnis‘ des Menschen, das Unbewußte, Archetypische und Triebhafte zur *terra incognita* geworden. Als Natur- und Kulturwesen muß das menschliche Selbstbild aber beides enthalten, um ganz zu sein: Er kann nicht kulturiert sein, ohne die eigene Wildheit zu kennen; er kann das Potential seiner Wildheit nicht nutzen, wenn er sie nicht kulturell begreift und umsetzt. Und daraus folgt: Wenn die äußere Wildnis der ungezähmten Natur nicht mehr länger Bestandteil der erlebbaren Wirklichkeit ist, dann wird der Mensch und seine Kultur verwildern. Und damit ist der Naturschutz unweigerlich zur kulturellen Pflicht geworden. „Meine grundlegende Idee ist, daß das was als Wildnisschutz oder Naturschutz heute diskutiert wird, eigentlich falsch bezeichnet ist, weil es meiner Meinung nach Kulturschutz heißen müßte, sagt der Psychologe Rolf Haubl. Die Kultur muß sich permanent mit etwas auseinandersetzen, was sie selbst *nicht* ist, um ihr eigenes Selbstverständnis zu gewinnen. In einer durch und durch zivilisierten und kulturierten Welt, die zwischen Nord- und Südpol keinen Platz für das ‚Andere‘ mehr läßt, würde sich der Mensch selbst nicht mehr verstehen. Wenn die Wildnis verloren geht, verschwindet auch die ‚anima mundi‘ die Weltseele, das Heilige

und Heile, das Unbegreifbare und Geheimnisvolle, das Selbstorganisierte und Organische. Es wäre eine Welt ohne Essenz und ohne reines Sein. „Und radikale Wildnis könnte so ein Symbol für diese Unverfügbarkeit sein“, glaubt Rolf Haubl, „und würde dann im ersten Sinne der Kultur dienen, würde Kultur schützen, indem sie Natur schützt.“

Wenn die alte Trennlinie zwischen Kultur und Wildnis durchlässig wird und der Mensch sich in beiden Wirklichkeiten entdeckt, verliert auch das alte Paradigma des ‚Anthropozentrismus‘ seine Gewalttätigkeit. Wie hat es der ‚Philosoph der Wildnis‘ Gary Snyder, ausgedrückt? „Wilde Natur ist kein Platz, den wir aufsuchen können. Wilde Natur ist vielmehr die eigentliche Heimat.“ Was wir fälschlicherweise als Naturschutz bezeichnen, war immer schon der Selbstschutz des Menschen vor einer Natur, die er zerstört hat. Wenn wir anerkennen, daß die Wildnis nicht nur die Wurzel des Lebens ist, sondern auch das Fundament der Kultur, dann könnte diese Lüge endlich abgelegt werden. Dann könnten wir die Natur schützen, die wir selbst sind.

All diese Dynamiken verweisen darauf, dass es zur kreativen Gestaltung von Zukünften unabdingbar ist, der Kultur ein Verständnis von Übergängen zu vermitteln. Denn nur so kann das Potential erfahrbar werden, das aus Krisen erwächst. Momente sozialer Hysterie in gesellschaftlichen Krisen zu managen, verlangt, die Dynamik solcher Prozesse zu erkennen, die ja eigentlich Ausdruck von sich selbst organisierenden Heilungsprozessen innerhalb lebender Systeme sind. Wenn Menschen in Momenten der Krise begreifen, dass ihr Leben nie mehr so sein wird wie vorher, dann löst das Angst, Unsicherheit und Abwehr aus. In diesem Zustand befinden sich schon heute weite Teile der Gesellschaft.

Doch das ist nicht das Ende eines Übergangs, denn fundamentale Umbrüche gestalten sich dreigliedrig. Die erste Phase ist die krisenhafte ‚Abtrennung von dem Alten‘, die dritte Phase ist die ‚Angliederung an das Neue‘. Die Phase dazwischen, die ‚Übergangszeit‘, ist dabei das eigentlich Spannende. In diesem ‚Schwellenbereich‘ funktioniert das Alte nicht mehr und das Neue ist noch nicht wirklich sichtbar, es ist eine Zone des ‚weder – noch‘. Es ist diese Phase der Unsicherheit, der Orientierungslosigkeit, des Kontrollverlusts, der Auflösens überholter Weltbilder und Identitäten, in der wir uns heute befinden. Joanna Macy nutzte die Metapher, dass wir heute zugleich „Sterbebegleiter für das Alte und Hebammen für das Neue“ seien. Beide Prozesse sind mit Trauer, Angst und Schmerz verbunden, ja sie fordern vielleicht sogar kollektive Schattenarbeit. Aber die Hebammen-Metapher macht deutlich, dass der Prozess weit größer ist, als der menschliche Anspruch ihn zu regulieren oder gar aufzuhalten. Sterbe- und Geburtsprozesse gehen schlicht über die humanen Einflussmöglichkeiten hinaus. Man mag sie eine Zeitlang aufhalten können, man kann sie gestalten und erleichtern, verhindern aber kann man sie nicht.

Geseko von Lüpke